

Wir sind gern «Ogtern»

Er habe das Bild der Schweizer in Deutschland ruiniert, wirft ein «Spiegel»-Schreiber dem Komiker Emil vor. Die Attacke ruft nach einer kleinen Einordnung, **findet der Kabarettist Bänz Friedli**

Spannend! Ein Schweizer Journalist des Hamburger Magazins «Der Spiegel», Guido Mingels, schreibt über das Monument Emil - den Mann, dessen Nachname Steinberger längst obsolet ist und der gerade als sprühender 83-Jähriger sämtliche Säle füllt von Bad Säckingen bis Basel, wo das Theater «Fauteuil» nach über 70 ausverkauften Vorstellungen neue Daten ansetzen musste. «Vielleicht wird er den Emil auch kritisieren», denkt man, «solange dies fair und fundiert geschieht und dem Umstand Rechnung trägt, wie viele Menschen Steinberger auf seiner Tour glücklich macht...»

Kurzum, Mingels' Auseinandersetzung hätte interessant werden können. Er beginnt damit, dass die Deutschen Emil noch fast inniger lieben als die Schweizer, dass auch bei ihnen auf das blosse Stichwort «Ogtern» allenthalben Gelächter ausbricht. Und dann kommt's: «Ich selbst aber habe irgendwann mal angefangen, Emil zu hassen.» Weil er den Schweizer in Deutschland zur Witzfigur gemacht und dessen Sprechweise karikiert habe. Das ist albern; Jacques Tati hat ja auch nicht alle Pariser zu Witzfiguren gemacht, John Cleese nicht alle Engländer. Mingels aber befürchtet, in Deutschland als der «liebenswerte Trottel» angesehen zu werden, als den Emil den Schweizer persifliert hat.

In der Folge schreibt der Autor vor allem über sich selbst. Wie er dies schon früher tat, wenn er etwa der «Magazin»-Leserschaft seitenlang kundtat, weshalb er, geborener Egli, bei der Heirat 2002 den Namen seiner Frau annahm, der deutschen Schriftstellerin Annette Mingels. «Mutter, Vater, verzeiht mir: Ich habe es getan. Ich bin kein Schweizer Flussbarsch mehr», textete er launig. «Niemand wieder werden Amerikaner die hässliche Frage stellen: «What is your name? Mr. Ugly?» Ich bin nicht Egli. Mein Name sei Mingels.» Es war eine Krankheit jener Generation von «Magazin»-Schreibern, sich mehr mit sich selbst als mit dem jeweiligen journalistischen Gegenstand zu beschäftigen. Aber dieser Ich-Text sagt uns im Nachhinein noch etwas anderes: Da wollte offenbar einer schon immer ein Weltbürger sein.

Dann gelangt er via New York nach Hamburg, und die Leute sagen: «Ogtern.» Das wurmt ihn, weshalb er im «Spiegel» den Kabarettisten Emil beschimpft. Lachhaft, denn Mingels bestraft den Überbringer der Botschaft: Als Künstler hat Emil «den Schweizer» ja nur dargestellt. Zudem sind seine Karikaturen - gemessen an der heutigen Brüll- und Diffamierungs-Comedy - überaus liebevoll. Steinberger zeigt stets Mitgefühl für seine Figuren, für den Pöstler etwa. Weil er ja selber einer war. Nie parodiert Emil von oben herab, seine Sketche sind gut, weil sie wahr sind.

Mingels behauptet, Emil allein habe unser Bild in Deutschland festgesetzt und ruiniert. Er unterschlägt Kurt Felix, DJ Bobo, den Fussballlehrer Hanspeter Latour, den Banker Joe Ackermann. Sie alle waren an ihrer Spra-



che erkennbar. Na und? Jeder ist überall Ausländer ausser im eigenen Land. In den USA sagen sie zu uns Schweizern im besten Fall «Wow, Roger Federer!», im schlechteren: «You were Hitler's bankers, right?» Und im drolligsten Fall sagen sie: «Ah, Switzerland! Björn Borg!» In Deutschland sagen sie halt zuweilen: «Emil!» Oder: «Chapuisat!» Oder neuerdings: «Martin Schmidt!», weil der Schweizer Coach in Mainz Furore macht, mit Walliser Akzent. Wo ist denn das Problem?

Grosse Namen niederschreiben, ist nicht schwer. Es dient meist der Profilierung des Schreibenden. Wiederholt nannte der

heutige «Tages-Anzeiger»-Autor Constantin Seibt in der «Weltwoche» Franz Hohlers Texte «Kleinkunstkitsch voller Klischees». Warum musste Seibt, als «Luigi Monster» selber satirisch tätig, ans Denkmal Hohler pinkeln? Vermutlich diente die Abgrenzung der Selbstfindung.

Das Muster ist bekannt. Wer Vaterfiguren massakriert, verrät mehr über sich selbst als über die Angegriffenen. Besonders töricht im Fall des Benjamin von Stuckrad-Barre: Er wurde über Nacht berühmt, weil er in der Zeitschrift «Rolling Stone» Udo Lindenberg lächerlich machte. Ein schnoddriger Total-

Emil Steinberger in: «Feuerabend», 1980.

Warum sich seiner Herkunft schämen? Gerade Komödianten leben vom Idiom: der Bayer Gerhard Polt, der Wiener Alfred Dorfer.

verriss. Man soll etablierte Künstler kritisieren, gewiss. Bleibt die Kritik aber Selbstzweck, ist sie pubertär. Der selbst ernannte Pop-Literat vergass, dass es Deutschlands Pop-Kultur, mithin ihn selber, ohne Lindenberg nicht gäbe. Viel Substantielles kam von Stuckrad-Barre danach nicht mehr, bloss Bändchen voll selbstgefälliger Kalauer und Geschmacklosigkeiten wie: «Ich fühle mich wie ein abgeschobener Asylbewerber.»

Was treibt einen zum schriftlichen Vatermord? Unsicherheit, Geltungsbedürfnis? Warum muss Mingels sich so sehr distanzieren vom Helden seiner Kindheit? Um dem Belächelten zu entgehen, habe er «den Emil aus meinem Zungenschlag gefiltert», schreibt er. «Mein Deutsch, fast frei von Frikativen und rollenden R, fällt den Deutschen mittlerweile kaum noch auf.» Müssen wir jetzt applaudieren, Herr Mingels? Dass Ihnen das Leugnen der Herkunft gelingt?

Dass einer ungerne Schweizer ist und Spuren tilgt, ist seine Sache. Das aber gesellschaftlich aufzubauschen, ist unzulässig. Mag der Emil-Hasser vielleicht sich selbst nicht? Zuletzt gibt der Luzerner Egli, pardon: Mingels dem Luzerner Emil gar die Schuld, dass er nie Dialekt spreche und es also verpasst habe, seinen Kindern Schweizerdeutsch beizubringen. «Das werde ich Emil nie verzeihen.» Jeder darf mit seiner Herkunft hadern. Geradezu perfid aber ist es, dies auf andere zu projizieren. Emil ist nicht schuld, dass Sie Ihren Kindern nicht Dialekt beigebracht haben, lieber Guido Mingels. Sie selber sind schuld, ganz allein.

Warum sich seiner Herkunft schämen? Gerade Komödianten leben vom Idiom: der Bayer Gerhard Polt, der Wiener Alfred Dorfer, der Appenzeller SimonENZler. Und Simone Solga, die in der DDR aufwuchs und damit wunderbar kokettiert. Als Schweizer Humorist könnte man Emil böse sein, weil kein Schweizer Komiker an ihm vorbeikommt. Lieber aber verneige ich mich. 1977 sass ich, zwölfjährig, im Zirkus Knie, Emil ist Teil meiner Biografie. Und er ist, wie der Besuch einer «No einisch!»-Vorstellung mir zeigte, noch immer umwerfend lustig. Wie er alle Mitglieder eines Vereinsvorstands mimt und sie einen um den anderen karikiert! Beste Komik, zeitlos gut. Aber dann ist diese Tournee noch etwas ganz anderes: eine ergreifende Liebesbekundung eines alten Künstlers an sein Publikum und des Publikums an ihn. Wen das kalt lässt, der ist ein Zyniker.

Bänz Friedli ist Preisträger des «Salzburger Stiers». Am 11. 6. startet im Schauspielhaus Zürich sein neues Programm «Ke Witz!».